

Heimische Wissenschaftler und Forscher erinnern an Flucht, Vertreibung und Exil

# „Weniger als sechs Handschläge entfernt“

Der Grazer Soziologe Christian Fleck hat in mehreren Projekten die Emigration österreichischer Wissenschaftler nach 1938 erforscht. Klaus Taschwer sprach mit ihm über die Folgen der Vertreibung für die Forschung hier und in den USA, über den Typus des „Herrn Doktor Karl“ nach 1945 und Forschermigrationen heute.

STANDARD: Wann hat die Vertreibung von Wissenschaftlern aus Österreich begonnen? Ging das tatsächlich erst im März 1938 los?

**Fleck:** Ja, weil mehr als 85 Prozent der Emigranten erst nach dem Anschluss das Land verließen. Nein, weil Österreich seit Beginn der Ersten Republik Wissenschaftler „exportierte“, die zum Großteil weggingen, weil sie hier keine Stellen finden konnten. Unter jenen, die weggingen, waren einige, die sich, weil sie Juden waren, nicht habilitieren konnten.

STANDARD: Wie viele Wissenschaftler waren 1938 in Österreich betroffen?

**Fleck:** Es lassen sich kaum sinnvolle Angaben über die Zahlen der Vertriebenen machen, weil die Zahl derer, die aus Universitätsstellen vertrieben wurden, nur den kleineren Teil der gesamten vertriebenen Intelligenz bildete.

STANDARD: Wie meinen Sie das?

**Fleck:** Um ein Beispiel zu geben: Mitte der 1950er-Jahre gab es in Österreich vielleicht fünf im weitesten Sinn soziologisch tätige Universitätslehrer, aber nahezu die zehnfache Zahl ehemaliger Österreicher in der Position eines „full professors“ an US-Universitäten. Hätte es 1938 nicht gegeben, wären neun von zehn dieser Soziologen in Österreich nicht in einer Universitätsstelle gelandet.

STANDARD: Sie haben sich in Forschungsprojekten sowohl mit der Emigration der Sozial- wie auch der Naturwissenschaften beschäftigt. Welche Unterschiede gibt es?

**Fleck:** Das ist eine sehr schwierige Frage. Was sich mit einiger Sicherheit sagen lässt, ist, dass alle, die in die USA flüchten konnten, dort sehr gute Bedingungen vorfanden, weil das US-amerikanische Universitäts- und Wissen-

schaftssystem ab 1939/40 stark expandierte. Zweitens kann man sagen, dass jene, deren fachliche Orientierung im jeweiligen Niederlassungsland auf Interesse stieß, sich leichter taten.

STANDARD: Lässt sich sagen, für welche Forscher die Exilsituation besonders dramatisch war?

**Fleck:** Diejenigen, die 1938 älter als Mitte 40 waren, hatten es besonders schwer. Zumal jene, die in Österreich Ordinarien waren, weil sie sich in den USA mit deutlich niedrigeren Gehältern zufriedengeben hätten müssen und das nicht wollten. Viele jüngere Wissenschaftler wurden hingegen – so paradox das klingt – geradezu in einen Karrierelift gestoben.

STANDARD: Sie stellen in Ihrem jüngsten Buch „Transatlantische Beziehungen“ die These auf, dass die empirische Sozialforschung durch die Emigration in den USA quasi erfunden wurde. Gab es noch andere Bereiche, die von der Emigration profitierten?

**Fleck:** Es gibt einige andere Disziplinen, über die man ähnliche Erfolgsgeschichten erzählen kann: die Wissenschaftstheorie, die Schule der Wiener Nationalökonomie und nicht zu vergessen: die Psychoanalyse.

„Viele jüngere Wissenschaftler, die 1938 das Land verlassen mussten, wurden – so paradox das klingt – geradezu in einen Karrierelift gestoben.“

## TERMINE 1938

Heimische Universitäten und Forschungsinstitute erinnern in den nächsten Tagen mit zahlreichen Gedenkveranstaltungen, Tagungen und Vortragsreihen an die Vertreibung österreichischer Wissenschaftler durch die Nazis. Heute, Mittwoch, wird um 18.30 Uhr im Kleinen Festsaal der Universität Wien das Buch „Anschluß“ und Abschluss 1938. Vertriebene und verbliebene Studierende der Universität Wien“ der Zeithistoriker Herbert Posch, Doris Ingrisch und Gert Dressel präsentiert. Anschließend hält Walter H. Sokel, der 1938 als Student aus Wien vertrieben wurde, einen Vortrag zum Thema. Am 13. März wird im Rektorat der Medizinischen Universität (1090 Wien, Spitalgasse 23) ein Mahnmahl im Gedenken an die Vertriebenen enthüllt (11–13 Uhr). (red)

## DER STANDARD FORSCHUNG SPEZIAL

Redaktion: Bettina Stimeder (Ltg.),  
Peter Illetschko (Koordination),  
Karin Krichmayr, Klaus Taschwer

Diese Beilage entsteht mit finanzieller Unterstützung des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, des Bundesministeriums für Verkehr, Innovation und Technologie, des Bundesministeriums für Wirtschaft und Arbeit, der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, des Wissenschaftsfonds (FWF), der industriellen Kompetenzzentren und der EC Austria. Die redaktionelle Verantwortung liegt beim STANDARD.

<http://ecaustria.at>



„Die Verweildauer der akademischen Ariseure kann man mit 30 Jahren veranschlagen, woraus folgt, dass wir es heute in manchen Instituten mit den Schülern ihrer Schüler zu tun haben.“  
Christian Fleck  
F.: www.medien dienst.com/  
Sissi Furgler

STANDARD: Lässt sich 70 Jahre danach abschätzen, wie groß und nachhaltig der Verlust für die hiesige Forschung durch die Vertreibung war?

**Fleck:** Ich möchte die Frage mit der netten Idee beantworten, die der US-amerikanische Psychologe Stanley Milgram in seinen späten Jahren entwickelte: dass jeder Erdenbürger von jedem anderen nur „six degrees of separation“ entfernt ist. Die heutige österreichische Universitätswelt ist am Beginn des 21. Jahrhunderts weniger als sechs Handschläge von 1938 entfernt. Die Verweildauer der akademischen Ariseure kann man mit zumindest 30 Jahren veranschlagen, woraus folgt, dass wir es heute in manchen Instituten mit den Schülern ihrer Schüler tun haben.

Dazu kommt noch ein weiterer Umstand: Die Ariseure waren wegen der Art, wie sie in ihre Positionen gelangten, zum Großteil nicht in der Lage, die Moral zu kultivieren, die für wissenschaftliches Arbeiten notwendig ist. Da Schüler in den meisten Fällen ihre Doktorväter nachahmen, pflanzte sich diese fehlende Bereitschaft zu entbehrungsreichem wissenschaftlichem Arbeiten fort.

STANDARD: Warum hat man sich nach 1945 nicht mehr bemüht, Wissenschaftler wieder nach Österreich zu holen?

**Fleck:** Lassen Sie mich das mit Qualtinger beantworten. Die „Herrn Doktor Karls“ konnten niemanden mit „Habe die Ehre, Herr Tennenbaum“ ein zweites Mal verhöhnen, weil die meisten der vertriebenen Akademiker nicht daran dachten zurückzukehren. Auch die Besatzungsbehörden übten auf die österreichischen Unterrichtsminister diesbezüglich keinen Druck aus. Das Ganze ist eine der unrühmlichen Episoden der Zweiten Republik.

STANDARD: Sie lehren zur Zeit in den USA. Wie sehen Sie heute den Brain-drain und die Wissenschaftsmigration zwischen Europa und den USA?

**Fleck:** Die besten jungen Leute versuchen, in die USA zu gehen, und das wird so bleiben, weil Österreich weder Doktoranden noch Post-Docs attraktive Möglichkeiten bieten will. Auf der anderen Seite haben wir in Österreich einen relativ hohen Anteil ausländischer Studierender. Aber wir bemühen uns viel zu wenig, die

besten anzuwerben. Natürlich gibt es Ausnahmen, aber im Großen und Ganzen sind die österreichischen Universitäten viel zu selbstgenügsam und – leider muss man das so sagen – provinziell.

Eine Langfassung des Interviews finden Sie im Internet unter: [derStandard.at/Wissenschaft](http://derStandard.at/Wissenschaft)

## ZUR PERSON

**Christian Fleck** (54), Studium der Philosophie und Soziologie an der Uni Graz, ebenda Universitätsprofessor für Soziologie. Zur Zeit ist er Fulbright Visiting Professor in Minneapolis. Fleck ist Autor zahlreicher Bücher zur Geschichte der Sozialwissenschaften, zuletzt erschien „Transatlantische Bereicherungen. Die Erfindung der empirischen Sozialforschung“ (Suhrkamp 2007). Von 1987 bis 2005 leitete er das „Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich“. Seit 2005 ist er außerdem Präsident der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie. (tasch)

# „Das hätte man früher machen sollen“

Der Germanist Egon Schwarz will sich ohne Pathos an 1938, davor und danach erinnern

Michael Freund

Der aus Wien gebürtige, in den USA lebende Germanist, Kritiker und Essayist Egon Schwarz fügte seiner Autobiografie 1991 ein Nachwort an, in dem er über seine Besuche in Wien schrieb und – ganz ohne Pathos – über seine Gefühle zur alten und neuen Heimat. Nach allem, was er an Enttäuschungen hüben wie drüben erlebt hatte, könnte er also sagen, „laß die Dummköpfe sich gegenseitig die Köpfe einschlagen (...), leb du dein Leben zu Ende, ohne dich zu grämen. Leider kann ich das nicht.“

Zum Glück kann er das nicht. Immer wieder hat er sich weiterhin zu Wort gemeldet, fachwissenschaftlich, politisch, in eigener Sache. Jüngstens letzte Woche im Wiener Literaturhaus, wo – quasi als „sneak preview“ zur Reihe „Abschiede 1938“ des Internationalen Forschungszentrums Kulturwissenschaften (IFK) – ein „transatlantisches Würdigungsbuch für Egon Schwarz“ vorgestellt wurde (*Schwarz auf Weiß*. Czernin Verlag, Wien 2007).

Ursula Seeber, Leiterin des Literaturhauses, und die Germanistin Jacqueline Vansant aus Michigan hatten fast 50 Beiträge gesammelt. Autoren wie F. C. Delius, Marianne Gruber und Josef Haslinger, Kollegen und Freunde aus seinem Exil in La-

teinamerika und aus seiner neuen Heimat und schließlich seine eigenen Verwandten porträtierten den 1922 in Wien Geborenen zu seinem 85. Geburtstag als enzyklopädischen Menschen voller Energie und Mutterwitz.

Er selbst legte an dem Abend noch ein Schäuferl nach, las aus seinen Erinnerungen und wühlte auch ein wenig in ihnen. Zum Beispiel über seinen Mitschüler am Stubenbastei-Gymnasium Viktor Weisskopf, später ein berühmter Physiker, dessen Talente ausgerechnet von einem Nazi-Lehrer gefördert wurden. Nach dem Krieg seien sie sich in Salzburg begegnet, und der Lehrer Stepan habe weinen müssen. „Die Tränen des Stepan“, schloss Schwarz, „verbargen eine Geschichte.“

Es sind solche Geschichten, die den 1938 aus Wien vertriebenen emeritierten Professor von der Washington University in St. Louis, Missouri, besonders interessieren. Statt auf Maximen hört er auf Zwischentöne. Die treffenden Nuancen zieht er den Parolen vor. Und er anerkennt Veränderungen und Neuanfänge, wenn er sie spürt.

So begegnet er den immer zahlreicheren Gedenk- und Gedächtnisveranstaltungen betreffend 1938 zwar mit Skepsis: „Meine erste Reaktion: Ich wundere mich. Zweitens: Das



Da drinnen sitzt einer, „der schreibt“. Auch Musils Wohnhaus im dritten Bezirk gehört zu Egon Schwarzens Bezugspunkten in Wien.

Foto: Hendrich

hätte man früher machen sollen. Drittens: Besser als gar nichts. Und schließlich: Ich mach halt mit.“ Dann aber fügt er noch hinzu: „Seit der ersten Konferenz über ‚Vertriebene Vernunft‘ 1989 hat sich einiges getan. Und das Wort von der ‚Lebenslüge‘, das haben immerhin die Österreicher erfunden.“

Was Heimat bedeutet, diese Frage lässt Schwarz zögern. „Ich weiß auch nicht.“ Und nach einer Pause: „Man soll überall sein dürfen.“ Dabei hat er sich selbst jahrzehntelang nicht zu der Stätte seiner Kindheit im dritten Wiener Bezirk zurückkehren lassen. Erst eine Taxifahrt nötigte ihm, wie er in seinen Erinnerungen schreibt, die Wiederbegegnung auf (*Unfreiwillige Wanderjahre. Auf der Flucht vor Hitler durch drei Kontinente*. Beck Taschenbuch 2005). Auch das Haus, in dem Robert Musil von 1921 bis 1938 gewohnt hatte, stand wieder vor ihm, diesmal mit einer Gedenktafel. Als

Kind war Schwarz auf seinem Weg zur Volksschule täglich vorbeigegangen, und es hatte geheißen, es säße einer drin, „der schriebe“. „Da kommt mir blitzartig die Erleuchtung“, setzt Egon Schwarz fort, „dass auch ich, allerdings ohne nachmalige Tafel, im Exil sterben werde.“ Ohne nachmalige Tafel? Wie schon Bob Hope in einem ähnlichen Zusammenhang bemerkt hat: „Surprise me!“

Morgen, am 13. März, wird Egon Schwarz in der Reihe „Abschiede 1938. Die Vernichtung des geistigen Wien“ des Forschungszentrums Kulturwissenschaften den Eröffnungsvortrag halten; um 18 Uhr im Festsaal des Wiener Rathauses. Am 15.10. spricht Christian Fleck über die Soziologin Marie Jahoda.

DER STANDARD **Webtipp:**  
[www.ifk.ac.at](http://www.ifk.ac.at)  
[www.bmwf.gv.at](http://www.bmwf.gv.at)



Germanist, Kritiker und Essayist Egon Schwarz. Foto: Fischer